
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. * № 19.

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau Rondinis Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde, schlaflos verstrich ihr die Nacht, und kaum konnte sie es erwarten, bis die verabredete Zeit kam, zu der sie sich in das Gerichtsgebäude, wo der Staatsanwalt Petruzzi sein Bureau hatte, begeben konnte.

Petruzzi empfing sie sofort und lud sie höflich ein, Platz zu nehmen.

„Sie werden natürlich gespannt sein," fragte er beobachtend, „zu erfahren, um was es sich handelt?"

Frau Rondini erklärte mit ziemlicher Heftigkeit, daß sie natürlicherweise gespannt sei, und der Staatsanwalt glaubte das offenbar heute noch weniger als gestern, war vielmehr überzeugt, daß Frau Rondini trotz ihrer Beteuerungen sehr gut wisse, um was es sich handle.

„Ich will Ihre Ungeduld nicht auf die Probe stellen. Hier ist der Brief. Lesen Sie ihn. Sie werden sich dabei wohl erinnern," fuhr Petruzzi fort und langte aus einem verschlossenen Fach seines Schreibtisches ein Blatt Papier, das er vorsichtig, als wäre es ein wertvolles Dokument, vor ihr auseinanderfaltete. Es war ein Briefbogen von schlechtem Papier mit schwachblauen Linien, wie ihn in Neapel die Hausierer auf der Straße verkaufen. An manchen Stellen hatte die Tinte durchgeschlagen, so daß es einige Mühe machte, den Brief zu lesen. Die Handschrift hatte starke Ähnlichkeit mit derjenigen der Frau Rondini, und gewisse charakteristische Haken und Buchstabenverbindungen, die ihr beim Schreiben eigen waren, fanden sich auch in diesem Brief.

Es waren nur zwei Fälle denkbar. Entweder Frau Rondini hatte den Brief geschrieben, oder man hatte ihre Handschrift nachgemacht, und zwar sehr täuschend.

Frau Rondini las den Brief halblaut. Er lautete folgendermaßen:

„Es ist sehr zu verwundern, daß die Staatsanwaltschaft bisher noch nicht Veranlassung genommen hat, den Gerüchten nachzuforschen, die in der ganzen Gegend von Sorrent heimlich von Mund zu Mund gehen über den Tod der Frau Gräfin Malvesina di Monteverde, die angeblich am Kindbettfieber starb. Nach diesen Gerüchten hat Graf Enea di Monteverde seine Frau vergiftet, um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen und sich mit einer anderen Dame verheiraten zu können. Die Flucht des Grafen Enea ins Ausland und seine bevorstehende Heirat lassen diese Gerüchte nur zu wahrscheinlich erscheinen. Nur die königliche Staatsanwaltschaft weiß wie gewöhnlich nichts von dem, was man in den betreffenden Kreisen seit Jahren weiß. Man wird deutlicher werden, wenn diese Anzeige nicht genügen sollte, eine Untersuchung in Gang zu bringen."

Das war alles. Keine Unterschrift, kein Datum, nichts, was auf den Absender schließen lassen konnte.

Noch während Frau Rondini las, sagte der Staatsanwalt: „Wie Sie sehen, Signora, handelt es sich um eine ganz gewöhnliche Denunziation, wie sie hier zu Dutzenden einlaufen. Schön ist es ja natürlich nicht, seine Streitigkeiten auf solche Weise austragen zu wollen, aber sie ist immerhin erklärlich bei Menschen, die in ihrem Haß ebenso leidenschaftlich sind wie in ihrer Liebe. Nur muß man die Sachen nicht auf die Spitze treiben wollen, sondern seinen Fehler bei gutem Zureden einsehen. Nehmen Sie also Ihren Brief wieder mit, Signora Rondini, und — die Sache ist aus."

„Wie, Herr Staatsanwalt," fuhr die Dame entrüstet auf, „Sie glauben wirklich, daß ich im stande wäre, eine so gemeine Verleumdung zu verüben?"

„Ereifern Sie sich nicht —"

„Das ist eine Beleidigung!"

„Tun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie ruhig, Frau Rondini, denn sonst kommen wir erst recht nicht weiter. Ist das Ihre Handschrift oder ist sie es nicht?"

„Sie scheint es zu sein, aber sie ist es nicht. Man hat sie nachgemacht."

„So täuschend?" fragte Herr Petruzzi ungläubig.

„Aber Sie müssen doch zugeben, daß ich, wenn ich das Blatt geschrieben hätte, meine Handschrift verstellt haben würde."

„Ich finde es sehr erklärlich, daß Ihnen diese Idee jetzt, nachdem Sie den Erfolg des Schreibens sehen und wissen, daß Ihre Handschrift mir bekannt ist, kommt; aber ich finde es nicht wahrscheinlich, daß Sie in der Erregung, in der dieser Brief offenbar geschrieben ist, daran gedacht haben."

„Aber —"

„Bitte, Signora Rondini, lassen Sie uns den Fall ruhig erörtern, und hören Sie mir zunächst zu. Mir liegt die Sache psychologisch klar. Ich weiß, daß Sie schon beim Tode Ihrer Schwester in Zwist mit Ihrem Schwager gerieten und sich auch seitdem nicht wieder ausgesöhnt haben. Das ist doch richtig?"

„Wir waren nicht verfeindet."

„Zugegeben. Aber die Zärtlichkeit war auch nicht weit her, wie ja alle wissen, die in letzter Zeit Ihr Haus besucht haben. Nun kommt die beabsichtigte zweite Heirat Ihres Schwagers, die Sie in besonderer Weise aufgeregt hat."

„Wegen der kleinen Santina."

„Gut. Wegen der kleinen Santina. Lassen wir's dabei. In einer Stunde der Erregung schrieben Sie diesen Brief. Ist es nicht so?"

„Durchaus nicht. Nie in meinem Leben werde ich Ihnen, Herr Staatsanwalt, gestatten, in dieser Weise über meinen guten Ruf zu verfügen, und ich erkläre feierlich, daß ich diesen Brief nicht geschrieben habe."

Diese Worte wurden mit großer Entschiedenheit hervorgestoßen, machten aber gleichwohl auf Herrn Petruzzi nicht den gewünschten Eindruck.

Er sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin und sagte dann: „Sie wünschen also, daß die Untersuchung der Sache beginne?"

„Ich wünsche weiter nichts, als daß Sie mich mit einer Angelegenheit in Ruhe lassen,

Friedrich v. Brettreich,
der neue bayerische Minister des Innern. (S. 147)

die mich nichts angeht," erwiderte Frau Rondini heftig.

„Sie sind zu heftig, Frau Rondini. Die Sache geht Sie in jedem Falle etwas an, denn es handelt sich um Ihren Schwager. Wenn Sie hier sagen, daß Ihnen die Angelegenheit gleichgültig sei, so werden Sie nur damit den Erfolg haben, daß ich annehme, Sie wollen sich herausreden."

„Ich will nur sagen, daß ich diesen Brief nicht geschrieben habe. Was im übrigen zu geschehen hat, ist Ihre Sache, Herr Staatsanwalt, nicht meine."

„Das klingt schon anders. Halten Sie Ihren Schwager für fähig, das zu tun, dessen er hier beschuldigt wird?"

„Ich weiß es nicht, ich will nichts davon wissen. Tun Sie, was Ihres Amtes ist, Herr Staatsanwalt."

„Selbstverständlich geschieht das, auch ohne daß Sie mich dazu auffordern. Und gerade weil es meines Amtes ist, Frau Rondini, möchte ich Ihnen noch einmal nahelegen, daß es ja keine Schande ist, einen begangenen Fehler einzugestehen —"

„Ich habe nichts einzugestehen."

„— — daß man sogar um so stolzer darauf sein kann, je schwerer einem das ankommt. Bedenken Sie doch ums Himmels willen, was alles daraus entstehen kann."

Frau Rondini erhob sich mit einer sehr energischen Bewegung. „Tun Sie, was Sie wollen, Herr Staatsanwalt. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen," rief sie mit einer vor zorniger Aufregung zitternden Stimme, schob den unseligen Brief, der noch immer vor ihr auf dem Tische lag, weit von sich und verließ mit einem flüchtigen Gruß das Bureau.

Nachdenklich nahm Petruzzi den Brief wieder an sich und schloß ihn ein. Mochte nun Frau Rondini die Schreiberin desselben sein oder nicht, jedenfalls war die Annahme nicht ausgeschlossen, daß an dem Gerücht etwas Wahres sei, und er konnte und durfte die Sache nicht so ohne weiteres fallen lassen. Er wollte in aller Stille die Untersuchung einleiten.

6.

Peppino, oder, wie er eigentlich hieß, Giuseppe Maregni, der ehemalige Marinajo des Grafen Enea, hatte sich dank der gefälligen Fürsorge, die ihm Doktor Gherardi angedeihen ließ, in Neapel rasch eingerichtet. Er war Aufwärter geworden gerade in dem Hospital, an dem Doktor Gherardi angestellt war, und wohnte auch dort. Außer freier Wohnung und Kost bezog er jeden Monat fünfundzwanzig Lire und hatte dafür Treppen und Gänge zu reinigen und in Ordnung zu halten, Leute, die kamen, um ihre Angehörigen zu besuchen, zurechtzuweisen, kleine Besorgungen für Ärzte und Kranke auszuführen und hin und wieder eine Nachtwache zu übernehmen.

Peppino war aber auch hier schlauer wie alle Welt und tat von all dem so gut wie nichts. Dagegen merkte er rasch, daß sich seine Stellung sehr gut eigne, auf die mannigfaltigste Weise Trinkgelder herauszupressen. Häufig kam es vor, daß sich Kranke entweder mit Erlaubnis des Arztes oder auch ohne diese kleine Leckereien kaufen ließen. Das besorgte Peppino sehr gern. Dabei blieb immer etwas hängen. Ferner brandschatzte er auch die Besucher, die in das Hospital kamen, um mit den Kranken zu sprechen. Bezahlten diese nicht freiwillig eine Kleinigkeit an den Aufwärter, so ließ er sie stundenlang unter irgend einem Vorwand warten und erklärte ihnen schließlich wohl gar, daß die Besuchszeit vorüber sei, und sie am nächsten Tage wiederkommen müßten. Das waren bei dem Geschick, mit dem Peppino dabei verfuhr, ganz einträgliche Nebeneinkünfte, die manchmal zwei- oder dreimal so viel ausmachten wie sein Gehalt. Kamen einmal Beschwerden, was übrigens selten genug war, weil jeder in Neapel an derlei Dinge gewöhnt ist und weiß, daß Beschwerden doch nichts nützen, so wußte Peppino, daß ihn Doktor Gherardi in Schutz nahm und mit irgend einer Ausrede deckte. Er wußte sogar, warum der Arzt das tat, war aber schlau genug, nichts davon zu sagen.

Entwickelte Peppino in dieser Weise einen lebhaften Sinn, Geld einzunehmen, so vernachlässigte er auch seine unleugbare Befähigung, Geld auszugeben, in keiner Weise. Neapel ist eine laute und lustige Stadt. Das war anders als an dem einsamen und eintönigen Strand von Sorrent. Am Hafen unten standen die kleinen Rauchtheater, eine Reihe von Bretterbuden, in denen allerhand Zauber- und Wunderdinge geboten wurden, Ballette, Pantomimen, Räuber- und Gespensterstücke. Dort saß Peppino Abend für Abend bis zwölf oder ein Uhr in der Nacht und lauschte auf die unerhörten Genüsse; im Anfang allein, später mit seinem Schatz.

Das kostete natürlich Geld, besonders da die hübsche Carmen, seine Carmincella, wie er sie nannte, alle Augenblicke bald Näschereien, bald kleinen Putz und Tand, wie dergleichen in Neapel an jeder Straßenecke feilgeboten wird, als Beweis seiner Liebe von Peppino forderte. Sie war ein hübsches, junges, übermütiges Mädchen und wohnte in einem der schmierigen und engen Vicoli in der Nähe der Immacolatella, wo ihre Mutter sich mit Plätten, Wahrsagen, Hundescheren und ähnlichen Beschäftigungen schlecht und recht oder unrecht durchhalf. Besonders gern ging sie zu Begräbnissen, aber nur dort, wo im Zuge Lichter gebrannt wurden, weniger um Mitleid und Trauer zu bezeigen, als vielmehr, um unter irgend einem Vorwand die Lichterstümpfchen einzusammeln, die sie dann verkaufte.

Arme Leute! Stunde um Stunde vom Elend des Daseins geplagt.

Eigentlich hätte nun Carmincella auch plätten oder irgend eine ordentliche Beschäftigung vornehmen sollen, um ihrer Mutter zu helfen, aber sie war viel zu lebenslustig und zu jung, als daß ihre Mutter ihr das hätte zumuten sollen, und so kam Peppino dem jungen Mädchen gerade recht. Peppino war in das Mädchen wahnsinnig verliebt und drohte oft, sie totzustechen, wenn sie ihm untreu würde. Carmincella lachte darüber und sagte, daß ja daran gar nicht zu denken sei. Er möge nur zusehen, recht viel Geld zu verdienen, damit sie bald heiraten könnten. Alles übrige sei Unsinn.

Was an diesen Versicherungen und Liebesbeteuerungen Carmincellas war, das wußte Peppino, der die Redseligkeit seiner Landsleute, ihre Bereitwilligkeit im Versprechen und ihre Vergeßlichkeit im Halten zur Genüge kannte, sehr wohl. Carmincella war mit ihren siebzehn Jahren noch ein Kind; ohne Idee vom Leben, ohne Gedanken an die Zukunft lebte sie von einem Tag zum anderen und besaß den eigentümlichen Leichtsinn der armen Neapolitaner, die sich sagen: „Wir haben ja doch nichts zu verlieren. Wozu sich also auch noch sorgen?" Es war sicher: jeder, der mehr Geld hatte als er, konnte ihm Carmincella leicht abspenstig machen. Peppino mußte und wollte also Geld schaffen, um heiraten zu können. Die Kranken und ihre Angehörigen mußten daher auf alle Fälle noch stärker geschröpft werden. —

Er stand gerade bei einem jungen Mädchen, das ihn mit heißen Tränen beschwor, sie doch endlich zu ihrer Mutter zu führen, die im Hospital lag, als ihn Doktor Gherardi im Vorübergehen anrief.

„Don Giuseppe!"

Er wurde in Neapel allgemein so genannt. Der Name Peppino gehörte der Vergangenheit an.

Er ließ also das weinende Mädchen stehen — sie hatte noch nicht bezahlt — und lief zu Doktor Gherardi.

„Sie befehlen, Herr Doktor?"

Der Arzt sagte nichts, sondern machte ihm nur ein Zeichen mit dem Zeige- und Mittelfinger. Peppino verstand sofort und folgte Gherardi in dessen Sprechzimmer.

„Weißt du schon?" fragte der Arzt, hier angekommen, leise. „Der Untersuchungsrichter Geminiani ist in Sorrent gewesen."

„Was hat er gewollt?"

„Er hat sich auf dem Municipio einen Totenschein der Gräfin Malvesina ausfertigen lassen und auch mit dem Gärtner gesprochen."

Peppino verzog verächtlich den Mund und bemerkte, daß der Gärtner ein Esel sei.

„Du hast noch nichts von der Sache wieder gehört?" fragte der Arzt weiter.

„Nein," antwortete Peppino.

„Sie werden kommen. Sie müssen kommen, wenn sie keine Bretter vor den Köpfen haben. Vergiß nur nicht, worauf es ankommt."

„Sie kennen mich doch, Herr Doktor."

„Wir sprechen dann weiter davon. Jedenfalls wirst du mir sofort Nachricht geben, wenn etwas geschieht."

„Natürlich."

„Also auf später! Es braucht uns niemand zusammen zu sehen."

„Nur noch ein Wort, Herr Doktor. Ich möchte mich verheiraten."

„Was der Tausend! Heiraten willst du? Und was habe ich dabei zu schaffen?"

„Ich möchte das kleine Zimmer, das neben dem meinen liegt — es ist Nummer einundsechzig — gern noch dazu haben."

„Na ja, das werden wir schon machen, wenn es so weit ist. Wer ist denn deine Zukünftige?"

„Carmen Miosi heißt sie. Sie ist arm —"

„Ah! Also hübsch?"

„Es handelt sich noch um etwa zweihundert Lire, Herr Doktor, um die ersten Anschaffungen zu machen. Dann werde ich mir schon weiter helfen."

„Ja, lieber Freund, bar Geld ist rar, das weißt du. Ich selbst kann dir wenigstens momentan nichts geben. Aber auch das wird sich machen lassen, wenn erst alles so weit ist. Du hast es doch nicht etwa gar zu eilig?"

„Das gerade nicht, wenn ich natürlich auch gern möchte, daß sich die Sache nicht allzulange hinauszieht."

„Es wird sich machen, Giuseppe. Sorge nur dafür, daß wir erst mit unserer Angelegenheit ins reine kommen. Du weißt, was ich meine. Und vergiß nicht, worauf es ankommt. Dann wird sich alles tun lassen. Addio."

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor." —

Als Peppino wieder über den Hausflur zurückging, stand das Mädchen, das so gern seine Mutter besuchen wollte, immer noch da und weinte.

„Herr Inspektor, wollen Sie jetzt so freundlich sein?" begann sie.

„Ich habe jetzt keine Zeit," erwiderte Peppino geschäftig, „glauben Sie, ich hätte weiter nichts zu tun, als mich den ganzen Tag mit Ihnen zu unterhalten? Sie müssen warten oder wiederkommen."

Damit ging er die Treppe hinauf und

ließ das Mädchen, das keine Anstalt machte, den Beutel zu ziehen, stehen.

Zwei Tage später erhielt Peppino eine Vorladung, der zufolge er am nächsten Morgen um neun Uhr im Gerichtsgebäude Zimmer Nummer neunundzwanzig erscheinen sollte. Er hatte keine Gelegenheit, in der Zwischenzeit mit Doktor Gherardi zu sprechen, das war aber auch glücklicherweise nicht nötig, denn als er am Abend zum Direktor des Hospitals ging, um sich wegen dieser Vorladung den entsprechenden Urlaub auszubitten, traf er Gherardi auf dem Wege dahin. Demonstrativ ging Peppino mit seinem Zettel in der Hand an ihm vorüber. Das genügte. Der Arzt wußte, um was es sich handelte. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der neue bayerische Minister des Innern, **Friedrich v. Brettreich**, ist am 25. Dezember 1858 geboren, studierte die Rechte und wurde 1889 als Regierungsassessor in das Ministerium des Innern berufen. Bei rascher Beförderung brachte er es in elf Jahren bis zum Oberregierungsrat. 1903 wurde er Ministerialrat, 1905 Präsident der Oberpfalz. Als Referent für Landwirtschaft hat er hervorragenden Anteil genommen an den auf diesem Gebiete unter dem Minister Grafen Feilitzsch gemachten Fortschritten. — Um seinen Sühneforderungen wegen der in Marakesch erfolgten Ermordung des Doktors Mauchamp Nachdruck zu geben, hat **Frankreich** die dicht an der algerischen Grenze liegende marokkanische Stadt **Udschda besetzt.** Die Marokkaner waren klug genug, keinen Widerstand zu leisten, der **Oberst Felineau**, der das französische, 3000 Mann starke Expeditionskorps befehligte, wurde vielmehr von dem marokkanischen Gouverneur und den Notabeln an der Grenze des Stadtgebietes mit arabischer Höflichkeit empfangen. Udschda bildet mit seiner fruchtbaren Umgebung eine Oase in öder Steppe, liegt von der algerischen Grenze nur 12 Kilometer entfernt und hat noch jetzt, obgleich es in letzter Zeit sehr zurückgegangen ist, lebhaften Handel und Karawanenverkehr.

Mitten durchs Herz.

(Mit Bild auf Seite 148 und 149.)

Im ersten Frührotschimmer war's, als der Jäger-Franzl in die Berge hinaufstieg. Es war ihm hinterbracht worden, daß der Steinhofbauer, der berüchtigtste Wilddieb der ganzen Gegend, im Revier pirschen wollte. Ein siegreiches Lächeln hatte um Franzls Lippen geschwebt, als er das Forsthaus verließ. Aber Stunde um Stunde war vergangen, er war nimmer wiedergekehrt. Da hatte sich das Forstpersonal aufgemacht, um den Kameraden zu suchen. Nach langer Streife hatte man ihn endlich aus der Ferne auf einer vorspringenden Matte entdeckt. Beschleunigten Schritts war der zweite Jäger vorausgeeilt. Ein Blick auf den Dahingestreckten hatte ihm genug gezeigt: mitten durchs Herz war die Kugel des Wilderers gegangen. „Mitten durchs Herz!" ruft er auch dem später eintreffenden alten Förster entgegen, der, erschüttert von dem jähen Ende des armen Franzls, mit bebenden Händen den Bergstock umkrampft.



Die Besetzung von Udschda durch die Franzosen: Empfang des Obersten Felineau vor der Stadt.

Der Heiratskandidat.

Eine lustige Geschichte von **Philipp Wengerhoff.**

Es hat doch eben jeder sein Steckenpferd, und mit je mehr oder weniger Eleganz man es tummelt, das gibt dem Ganzen sein Gepräge. Auch Fräulein Johanna König hatte eins, sogar sie, die schon ihre körperliche Größe über die Durchschnittsmasse der Menschen emporhob, und die durch ihr hoheitsvolles, zurückhaltendes Wesen diesen imponierenden Eindruck noch verschärfte — und dieses Steckenpferd war Herr Johannes Tolkemitt, ihr Mündel und Pflegesohn.

Auch ihm gegenüber konnte man sie einer Schwäche nicht beschuldigen. Schwäche! — wie verächtlich für eine Person wie Fräulein Johanna König, die seit ihrem fünfzehnten Jahr, da sie die Mutter verlor, dem Vater, dem Hause, dem Geschäft alles sein mußte.

Sie fand das Reich, das sie regieren sollte, in kläglichem Zustande. Alles war verschuldet, verwahrlost und verwüstet, und der junge Kopf begriff leicht, daß, um ihr Königreich wieder aufzurichten, ihre Herrschaft eine absolute sein mußte. So ging sie ans Werk. Arbeit und Mühsal war ihr tägliches Brot, aber der Erfolg blieb auch nicht aus. Wer konnte es ihr verdenken, daß sie immer selbstherrlicher wurde, immer kräftiger das Zepter schwang. Ihre strenge Rechtlichkeit, ihr Fleiß und ihre Pflichttreue schufen ihr in dem Kreise, dem sie zugehörte, eine beinahe unantastbare Stellung, und an ihre Güte glaubte man, wenn diese sich auch stets unter einer stacheligen Decke verbarg. In ihrem kleinen Heimatstädtchen hatte sie, die Besitzerin des mittlerweile größten Ladengeschäfts, Gelegenheit genug, der Armut beizuspringen.

An ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstage rief man wieder einmal Fräulein Johanna König zu Hilfe. Bei Nachbar Tolkemitt war das achte Kind geboren, und Mutter und Sohn schienen gewillt, diesem Jammertal schleunigst den Rücken zu kehren. Mit allerlei Stärkungsmitteln aber, vor allen Dingen mit den eindringlichsten Ermahnungen brachte Fräulein Johanna die Wöchnerin zu ihrer Pflicht zurück. Auf den Neugeborenen konnte sie in dieser Weise nicht wirken, so schien es ihr geboten, ihn mit einer Wegzehrung versehen zu lassen, und als der Geistliche kam, um ihm die Nottaufe zu geben, legte er in Ermanglung anderer Paten den Knaben in den Arm der hilfs-



Mitten durchs Herz. *Nach einem Gemälde von A. Dieffenbacher.* (S. 147)

bereiten Nachbarin und nannte ihn nach ihr: Johannes.

So hatte ihr der Himmel ein Geburtstagsgeschenk beschert, das vorläufig nur an ihre Menschenpflicht appellierte. Nach wenigen Wochen aber verwandelte sich dieses Gefühl schon in Wohlgefallen gegen den kleinen Erdenbürger, der ihr Mühen um ihn belohnte, indem er nicht starb, sondern alle Tage deutlicher zeigte, daß ihm nichts ferner lag, als sein Quartier hier auf Erden aufzugeben.

Das Gefühl, ein Menschenleben erhalten zu haben, war zunächst das Band, das die beiden verknüpfte. Sie hielt sich nicht mit Zärtlichkeiten auf, aber jedes Tröpfchen Milch, das er trank, jedes Hemdchen, das ihn einhüllte, kam von ihr, und wehe seiner Mutter, wenn sie nicht die Anordnungen der Patin befolgt hätte.

Entgegen ihrem äußeren Gebaren zeigte das Kind eine heiße Zuneigung zu ihr. Es kreischte vor Seligkeit, wenn es sie sah, und streckte so andauernd seine runden Ärmchen nach ihr hin, bis sie es erhörte und auf ihren Schoß nahm. Als der Kleine gehen konnte, lief er wie ein Hündchen hinter ihr her, und seine ersten Worte waren nicht Papa und Mama, sondern Tante Hanna. Nie hätte vordem ein Kind es gewagt, die ernste, kühle, steife Dame anders als Fräulein Johanna zu bezeichnen. Der kleine Hans schrie sein „Tante Hanna" den ganzen Tag vor ihrem Hause, und mit ihm riefen es nun alle Blond-, Braun- und Schwarzköpfchen der ganzen Straße.

Als er vierzehn Jahre alt war, verließen seine Eltern die Stadt und das Vaterland. Das war vordem eine böse Zeit für Fräulein Johanna und ihren Johannes gewesen. Aber der Tag der Abreise reifte ihren Entschluß, und sie überraschte ihren alten Vater mit der Mitteilung: „Den Johannes behalte ich hier. Zu Ostern wird er konfirmiert und tritt dann als Lehrbursche ins Geschäft. Du kannst eine Hilfe schon gut gebrauchen."

Damit war die Sache erledigt, denn weder der alte Herr noch der junge Bursche hätten es für möglich gehalten, gegen Tante Johannas Entschluß ein Wort zu sagen.

Mit dieser neuen Würde war aber für Johannes ein Verlust unvermeidlich. Der Lehrbursche durfte zur Prinzipalin nicht Tante sagen, das erklärte sie für gegen den Respekt, und so sehr er sie liebte und verehrte, ohne diese mildernde äußere Form war sie ihm jetzt die Verkörperung des starren, absoluten Autoritätsprinzips. —

Im gleichen Wechsel von Sommer und Winter gingen die Jahre hin. Jetzt nahte schon der fünfundzwanzigste Jahrestag von Johannes' Geburt, der gleichzeitig Fräulein Johanna König in ihr fünfzigstes Lebensjahr hinüberleitete.

Das letzte war ein schweres Jahr für sie gewesen. Sie hatte ihren Vater verloren, der, wenn auch alt und schwach, eine unausfüllbare Lücke in ihrem Dasein ließ. Er war der einzige Mensch gewesen, zu dem sie durch Bande des Blutes gehörte, und oft und öfter kam ihr nun der Gedanke, was würde hier aus ihrem Reich werden, wenn sie fehlte. Ihr Vater hatte ein Kind, dem zu gute kam, was er erwarb — aber sie? Und es war nichts Geringes, was sie besaß, und wohl wert, daß man über sein Verbleiben nachdachte.

Eigentlich konnte ja nur einer dabei in Betracht kommen — Johannes. Es verstand sich fast von selbst, daß einmal sein wurde, was ihr gehörte. Aber dafür will sie doch auch die Genugtuung haben, ihn glücklich zu sehen, und es ist an ihr, sich zu erdenken, in welcher Form das Glück zu ihm kommen soll. Natürlich sollte er heiraten, ein junges, hübsches Mädchen aus guter Familie. Sie würde ihm dann sofort das Geschäft übergeben, auch ihre große, schöne Wohnung im ersten Stock. — Ja, sie tut nichts halb, sie geht aufs Altenteil und nimmt die kleine Wohnung im Erdgeschoß für sich. Sie will auch nichts mehr für sich, nur freuen will sie sich an dem Glück des jungen Paares.

Das ganze Leben über hat Fräulein Johanna nicht Zeit gehabt, Phantasien nachzuhängen, nun vertieft sie sich ganz in diese und malt sich täglich ihres Johannes Zukunft in immer rosigeren Farben. Aber nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß des Menschen Wille sein Himmelreich ist, und daß er auch Wünsche haben könnte. Ganz ungewohnt, mit anderen ihre Pläne zu besprechen, erfährt der Hauptbeteiligte erst das Resultat ihres Sinnens, als in ihrem Kopfe alles bis auf das I-Tüpfelchen geordnet ist; und wenn er auch mit einer Heirat einverstanden ist: daß sie ihm eine Braut ausgesucht, die er gar nicht kennt und die gesellschaftlich hoch über ihm steht, versetzt ihn in große Aufregung. Aber die beständige Unterordnung unter ihren Willen hat den seinen nie erwachen lassen. Er ist auch der Überzeugung, daß alles richtig und gut ist, was Fräulein Johanna tut, und es schmeichelt seiner Eitelkeit doch auch sehr, daß sie ihn für eine passende Partie für die vornehme, reiche, schöne Stadtratstochter hält.

So geht er denn, angetan mit dem neuen Bräutigamsgewande, den schweren Gang zum künftigen Schwiegervater. Er hat in der Aufregung nicht einmal gefragt, was er dem Stadtrat antworten soll, wenn der ihn nach dem Fundament fragt, auf das er sein Haus bauen und eine Familie gründen will. Sie aber hat so viel überlegt und erwogen, daß sie es vergißt, ihm von der Übergabe des Geschäfts und seiner künftigen Erbschaft zu sprechen.

Der Stadtrat hört dem jungen Mann mit unverhohlenem Erstaunen zu, als dieser seine Werbung hervorstottert. Er glaubt ihn erst nicht recht verstanden zu haben, läßt sich die Worte wiederholen und schüttelt immer wieder zweifelnd den Kopf.

„Wer sind Sie denn eigentlich, Herr? Kommis bei Fräulein Johanna König? — Und Sie erzeigen meiner Tochter die Ehre, sie heiraten zu wollen?"

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite," schaltete Johannes mit gewohnheitsmäßiger Höflichkeit ein.

„— — heiraten zu wollen," wiederholt der Stadtrat. „Gar nicht übel! Solcher Mut ist selten, aber anerkennenswert. Na, kennen Sie denn meine Tochter? — Nicht? — Nur aus der Ferne gesehen? So — so!"

Er öffnet eine Tür und ruft: „Elisabeth!"

Als darauf eine junge, bildhübsche Dame ins Zimmer tritt, meint er lachend: „Sieh dir einmal diesen jungen Mann an. Er ist Kommis bei Fräulein Johanna König und beabsichtigt, deine Zustimmung vorausgesetzt, dich zu heiraten. — Nun, was sagst du dazu?"

Die Tochter lachte hell auf. „Papa, ärgere dich doch nicht über solche Unverschämtheit!" ruft sie, und ohne dem Freiersmann einen zweiten Blick zu gönnen, ist sie zur Tür hinausgerauscht.

„Da haben Sie Ihre Antwort," sagte stirnrunzelnd der Stadtrat. „Gehen Sie nach Hause und überlegen Sie sich, ob Sie diese Abfertigung nicht verdienten." — —

Das ist heute eine merkwürdige Stimmung unter Fräulein Johannas Dach. Als ob ihr ganzer Besitz an Glas und feinem Porzellan in Scherben liegt, so zerschlagen ist ihr zu Mut. Zum ersten Male im Leben ist sie fassungslos, fühlt sich ohne Halt und erscheint Johannes gegenüber zaghaft und unsicher. Und er geht ihr aus dem Wege, denn er schämt sich, ihre Hoffnungen nicht erfüllt, ihren Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Das geht so einige Tage, dann ist sie sanfter und rücksichtsvoller als je zu ihm, häuft ihm die saftigsten Bratenstücke in schier unglaublicher Größe auf den Teller und erheitert ihn durch Betrachtungen über die augenblicklich besonders günstige Lage des Hauses König.

Nach abermals einigen Wochen ist der betrübende Zwischenfall von beiden anscheinend vergessen, und er empfindet es dankbar, daß seinem Leben keine Änderungen bevorstehen.

Aber Unheil schläft nicht. Eines Abends, als nach Ladenschluß beide ruhig vor der Tür sitzen, beginnt Fräulein Johanna: „Was sagst du, Johannes, zu Steuersekretärs Lenchen? Das gäbe doch ein nettes Frauchen für dich ab? Vermögen hat sie nicht, aber dafür ist sie auch ganz anspruchslos erzogen. Ich habe mich nach allem erkundigt. Sie wird glücklich und dem dankbar sein, der sie in bessere Verhältnisse bringt. Und kurz und gut, ich hoffe, sie morgen als deine liebe Braut zu begrüßen."

Johannes verfärbte sich. „Morgen, Fräulein Johanna, ist doch Markttag. — Wollen wir es nicht noch lassen?"

„Nein, nein, keinen Aufschub mehr!" rief sie eifrig. „Wir feiern morgen das Verlobungsfest. Schon Stadtrats wegen wünsche ich es dringend. Um zehn Uhr gehst du hin, das paßt dort am besten, und vergissest nicht, das feine Taschentuch zu nehmen. Schon letztens legte ich es dir hin, du nahmst aber das blaugewürfelte."

Dieses Mal trat er also den Gang nach dem Schicksal mit dem Batisttaschentuch in der Hand an. Er brauchte es auch, denn der Angstschweiß stand in klaren Tropfen auf seiner Stirne.

Der Herr Steuersekretär saß am Eßtisch und ging einer stattlichen Blutwurst zu Leibe, die er mit einem herzhaften Schluck Likör hinunterspülte.

„Nun — was wollen Sie? Ist was Versteuerbares angekommen? Gehen Sie nur ins Bureau. Ich folge sogleich."

Es berührte Johannes höchst peinlich, daß jener, trotz seiner sorgfältigen Toilette, nicht aufmerksam wurde. Er mußte wirklich seine Rede wieder von Anfang bis zu Ende hersagen, und derweil aß der Herr Steuersekretär ungestört seine Blutwurst zu Ende. Dann stand er auf, trat durch eine offene Tür in das Nebenzimmer und sagte laut: „Du, Lene, das geht dich an. Sag dem da drinnen einmal Bescheid. Wie scheint's, er möchte dich heiraten. — Was dem Mosje Habenichts wohl in die Krone gefahren ist!"

Auf die Schwelle trat jetzt ein kleines Fräulein mit dunklem Lockenhaar und blitzenden Augen, sah Johannes lachend mit neckischen Blicken an und sagte: „Muß mir den doch ansehen, der vor wenigen Wochen um meine Freundin Lisbeth und heute um mich freit. — Sehr tollkühn, Herr Tollkühn!" Und mit einem tiefen Knicks: „Ich danke sehr für die Ehre."

„Die ist ganz auf meiner Seite," sagte automatenhaft mit blassen Lippen der Heiratskandidat dazwischen.

„Aber was die Liesel nicht mag, ist mir auch nicht gut genug."

Johannes seufzte laut, als er auf die

Straße trat. Dieses zierliche, flinke Persönchen, diese rosigen Wangen, diese blitzenden Äuglein waren doch zu hübsch! Aber ihre bösen Worte?

Er warf den neuen Filzhut, den ihm heute Fräulein Johanna statt des Zylinders in die Hand gegeben, unwillig auf den Tisch.

„Das soll mir nicht mehr passieren!“ wollte er rufen, als sie ins Zimmer trat und, ihn gewahrend, sich gegen die Wand lehnte, um nicht umzusinken.

„Was werden die Leute sagen!“ rief sie, stöhnte sie, weinte sie, und er hatte nun keinen Mut zum Widerspruch, als sie entschied: „Die Scharte muß ausgewetzt werden, und zwar sofort!“

Drei Tage ging sie umher wie geistesabwesend. Sie aß nicht und trank nicht, betrat den Laden nicht und sagte und tat alles verkehrt. Dann war ihre Saat reif und auch sofort so überreif, daß sie auf der Stelle geerntet werden mußte.

Mit Mühe rang Johannes es ihr ab, daß er nicht am Vormittage, sondern in der Dunkelstunde zum Fleischermeister Lamm gehen durfte, auf dessen Tochter Adelheid sich jetzt ihre Wünsche richteten. Sie begleitete ihn bis vor das Haus und hob seine sehr gedrückte Stimmung dadurch, daß sie ihm immer von der Ehre erzählte, die er, ein Kaufmann, der Handwerkerstochter durch diese Werbung antäte.

Lamm war auf dem Hofe beschäftigt, trat aber doch ins Haus, als Johannes ihm sagte, er käme mit einer Bitte. Er schaute aber nicht gerade ermutigend drein, und dadurch, daß er sofort etwas von „schlechten Zeiten“ murmelte, verriet er seine Annahme, ihm stünde ein Angriff auf seinen Geldbeutel bevor. Er hatte es mit der Eile, wollte die Sache im Flur abmachen und brummte immer: „Nur vorwärts!“ — Das war wieder eine schöne Situation zum Freien!

Aber die Rede wurde begonnen, wenn auch nicht zu Ende geführt.

„Donnerwetter, Herr, was fällt Ihnen ein?!“ unterbrach ihn im höchsten Zorn Herr Fleischermeister Lamm. „Wissen Sie, was für ein Blech Sie reden? Meine Tochter kriegt bar ausgezahlt dreißigtausend Mark mit. Das möchte solchem Heringsbändiger, solchem Tütchendreher wohl passen. Das hat sich die alte Schachtel gut ausgedacht. Da soll doch ein Schodschwerebrett — —“

„Vater, schrei nicht so!“ unterbrach die Frau Meisterin den Beleidigten. „Was willst du denn? Was soll der Skandal? Möchtest du einmal Ruhe vor den Freiern haben, dann sei vernünftig und gib sie ihrem Schatz, dem Unteroffizier.“

„Ja, ja, ja, Alte, das möchte dir passen!“ kam es mit unverminderter Heftigkeit über seine Lippen, aber diese wurden schnell geschlossen, ein frischer Mädchenmund drückte sich darauf: „Ja, ja, ja! Hörtest du es, Mutter? Unser guter Vater hat ja gesagt!“ und ein rundliches, rosiges Ding sprang jubelnd um den Alten. Und da stand auch plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein schmucker Unteroffizier neben ihr, sichtlich zu ihrer Unterstützung bereit.

Johannes sah sich um. Warum sollte er Zeuge dieses Glückes sein? Die Ladentür war nur lose angelehnt, er zog sie auf und schlüpfte hinaus.

„Jetzt bleibt mir nur eines, Fräulein Johanna,“ stotterte er, vor ihr stehend, mit bebenden Lippen. „Lassen Sie mich fortgehen. Aus der Stadt fort — in die Fremde.“

Fräulein Johanna sah ihn an und brauchte nicht erst nach seinen Erlebnissen zu fragen.

Er war nach der Oberstube gegangen und hatte sich eingeschlossen. Da schickte sie die Magd in den Laden, nahm ein Tuch um die Schultern und ging mit langen Schritten vorwärts zum Fleischermeister Lamm.

Der hatte auch jetzt einen roten Kopf; aber nicht vor Ärger, sondern vom reichlichen Verlobungstrunk, und als sie ihn aus dem Zimmer zog und auf ihn los redete, wurde sein Gesicht immer länger und länger.

„Ja, mein Gott, Fräulein Hannchen, warum sagte der junge Mann das denn nicht? — Jetzt ist nicht mehr daran zu denken. — Aber, Fräulein Johanna, ist das erhört: das Geschäft wollen Sie ihm verschreiben, und Ihr Geld soll er haben, Ihr ganzes Geld — und für nichts und wieder nichts? Und warum eigentlich? — Wissen Sie, was es heißt, im eigenen Hause das Gnadenbrot essen? Sie sind doch noch ein gesundes, reputierliches Frauenzimmer! Fräulein Hannchen, ich, der Meister Lamm, sage Ihnen, es wäre der reine Kinderstreich.“

Sie kam sehr still und sehr nachdenklich nach Hause und sprach zu Johannes kein Wort über die neue Niederlage, die heute abermals dieses Haus in seinen Grundfesten erschüttert hatte. Auch er schwieg. Schien es ihm doch immer, als ob nicht er, sondern sie es war, die die Kränkung erfahren.

So vergingen wieder einige Tage, dann, an einem Abend, rief sie Johannes in das Wohnzimmer, ließ ihn sich auf das Sofa niedersetzen und begann: „Sieh, es ist notwendig, daß ich an die Zukunft denke. Ich habe gemeint, du solltest eine Frau nehmen, und dir und deinen Kindern würde dann einmal gehören, was ich besitze. Da es sich aber nicht so macht, und du, wenn ich dich zum Erben einsetzte, eine gar zu beträchtliche Erbschaftssteuer zahlen müßtest, so habe ich beschlossen, dich zu heiraten, dann fällt dir alles von selbst zu.“

Er war aufgesprungen, blutrot im Gesicht. Fast sah es aus, als wollte er sich widersetzen.

„Fräulein Johanna,“ stammelte er dann, „Fräulein Johanna — Sie sind — — zu gütig!“

Die Glocke an der Ladentür erklang. Er wendete sich ab und stürzte förmlich von dannen, und so oft Fräulein Johanna an dem Abend auch durch die Glastür schielte, immer war er noch mit größtem Eifer beschäftigt.

Am anderen Mittag stand eine Flasche Rotwein auf dem Tisch, und als die Magd den Braten gebracht hatte, füllte Fräulein Johanna die Gläser und sagte: „Auf eine lange und glückliche Ehe, lieber Johannes!“—

Der Standesbeamte war starr vor Staunen, als bald darauf das ungleiche Paar wegen der zur Heirat notwendigen Formalitäten bei ihm vorsprach. Er vergaß sogar den Glückwunsch, und als sie fortgingen, murmelte er ziemlich respektlos hinter ihnen her: „Total übergeschnappt!! Ja, wenn eine alte Scheun' ins Brennen kommt — da ist kein Löschen!“

In ganz stiller Weise ging dann der Tag vorüber, der aus Fräulein Johanna eine Frau Johanna machte, und da so gar nichts vorhanden war, was die Neugierde der Nachbarschaft anregte, verstummten auch bald die Spötteleien.

Anfangs nach dieser großen Veränderung in seinem Leben hatte in Johannes' Blicken stets ein Ausdruck gelegen, wie man ihn in Augen sieht, die in uferlose Fernen schauen. Aber er war kein Mensch, der sich gegen sein Schicksal auflehnte. Das materielle Wohlergehen, die täglich günstiger sich gestaltende Vermögenslage und das Ansehen, das er dadurch in der Bürgerschaft genoß, erfüllten ihn dann auch mit sichtlicher Befriedigung.

Frau Johanna veränderte sich im Laufe der Jahre wenig. So lang, knochig und steif wie in der Jugend blieb sie im Alter, und wie damals regierte sie ihr Reich absolut. Aber sie hatte sich jetzt eine größere Geschicklichkeit darin angeeignet, so daß ihr erster Untertan darauf schwur, in seinem Hause könne von einer Pantoffelherrschaft keine Rede sein.

Auch den großen Altersunterschied, der sie von ihrem Johannes trennte, vergaß Frau Johanna, denn ihr Wunsch, auf den sie an ihrem Verlobungstage das erste Glas geleert, „auf eine lange Ehe“ erfüllte sich auch, und sie feierte wirklich noch den zwanzigjährigen Hochzeitstag.

Danach aber klagte sie häufig über Mattigkeit, und eines Tages sagte sie: „Wir werden alt, Johannes, und brauchen Hilfe. Deiner Schwester Älteste, die Rosa, könnte uns wohl beistehen. Schreibe hin und sage, daß sie zu uns kommt. Ihren Eltern kannst du es ja andeuten, das Mädel würde, wenn sie einschlägt, einmal unsere Erbin sein. Wir können unser Geld doch nicht mitnehmen, Johannes.“

Und Röschen kam. Groß, blond, blühend war sie anzusehen, und frisch und fröhlich vom Morgen bis zum Abend, wirkte sie ordentlich belebend auf Tante Johanna, die ihr gern ihre Arbeit und ihre Schlüssel überließ. Sie pflegte die alte Frau, sie neckte sich mit dem Onkel, der ganz verwundert auf die niegehörten hellen Lachsalven lauschte, die jetzt sein Haus erfüllten, und sie wußte auch stets ein freundliches Trosteswort, wenn Tante Johanna ihre Schwäche als eine Folge der arbeitsreichen Jugend hinstellte.

Es wurde Frau Johanna auch vom Schicksal gegönnt, sanft zu sterben. Eines Abends, als Röschen und der Onkel von ihrem Nachmittagsspaziergang heimkehrten, hielt sie in ihrem Lehnstuhl noch immer das übliche Dämmerstundenschläfchen, aber es war dieses Mal eines, aus dem sie kein Erdenton mehr weckte.

Naturgemäß überwand Röschens Jugend bald die Erschütterung, die sie durch den Todesfall erfahren, während Johannes weniger von Kummer als von dem Gefühl der Haltlosigkeit gequält war. Gewohnt, immer auf vorgeschriebenen Bahnen zu gehen, fehlte ihm nun die Leitung, und bei der ganz unverstandenen Unruhe, die seine Brust erfüllte, spürte er nun dieses Fehlen doppelt.

Seine Nichte Rosel hatte viel zu klare Augen, um ihn nicht besser zu verstehen als er sich selbst, und ihr gutes Herz riet ihr, leise und unbemerkt in die Fußstapfen der einst regierenden Frau Tante zu treten.

„Ich meine, Onkel,“ sagte sie, nachdem einige Monate nach dem Todesfall verstrichen waren, „nun könntest du es genug sein lassen der Leichenbittermiene. Du bist deiner alten Frau ein guter Gatte gewesen, solange sie lebte, nun besinne dich auch darauf, was du dir selbst schuldig bist, und — versäume nicht den Anschluß.“

„Und versäume nicht den Anschluß!“ — wie dieses Wort ihm nachging. Was Röschen wohl damit meinte? Er dachte lange darüber nach, schließlich war es doch ihre Findigkeit, die ihm zu Hilfe kam. — —

Bald darauf gingen Onkel und Nichte hinüber auf das Standesamt in derselben Angelegenheit, in der vor zwanzig Jahren Herr Johannes neben Fräulein Johanna denselben Weg gemacht. Auch dieses Mal fehlte wie damals der Glückwunsch des Herrn Standesbeamten, und als das glückliche

Brautpaar Arm in Arm, fröhlich lachend, von dannen ging, blickte er ihnen mißmutig nach und sprach im Brustton tiefster Entrüstung: „Der Mann, der zum zweiten Male heiratet, hat es nicht verdient, daß ein gütiges Geschick ihn zum Witwer machte!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Königin Viktoria und der Tabakrauch. — Die verstorbene Königin Viktoria von England verabscheute nichts so sehr als den Tabakrauch. In keinem Raume ihrer Paläste durfte, wenn sie sich im Hause befand, geraucht werden, lag der betreffende Raum auch noch so weit von den Gemächern der Königin entfernt. Hieraus ergaben sich nun manchmal sehr komische Situationen.

Einst war ein alter General nach Schloß Windsor geladen. Der alte Haudegen, der sich fast ein Menschenalter in Indien aufgehalten hatte und dem eine Pfeife oder eine Zigarre nach Tisch ebenso unentbehrlich war als das Essen und Trinken selbst, zog sich nach Aufhebung der Tafel auf sein Zimmer zurück, um in Ruhe eine Zigarre zu rauchen. Aber kaum hatte er sich eine solche angezündet, als auch schon ein Diener erschien und den alten Herrn bat, die Zigarre wegzulegen, denn der Rauch könne Ihrer Majestät lästig fallen. Der General legte gehorsam die Zigarre weg, als aber der Diener wieder hinaus war, begab er sich sofort auf den kleinen Balkon, der vor seinem Zimmer angebracht war, um hier weiterzurauchen. Aber kaum hatte er sich gesetzt, als er wiederum aufgefordert wurde, seine Zigarre unverzüglich wegzulegen, weil der Rauch von der Königin bemerkt werden könne. Brummend begab sich der alte Soldat wieder in sein Zimmer zurück, als ihm plötzlich eine Idee kam. Bekanntlich hat man in England noch in allen Häusern anstatt der bei uns üblichen Öfen offene Feuerstellen, die Kamine. Es war im Sommer, und im Kamin brannte kein Feuer. Er legte nun auf den Rost im Feuerloch ein Kissen, streckte sich lang auf dem Fußboden aus, bettete den Kopf auf das Kissen im Feuerloch und zündete sein geliebtes Kraut wieder an. Diesmal blieb er ungestört und konnte seine Zigarre zu Ende rauchen. Auf seine Entdeckung war er übrigens nicht wenig stolz, und wollte er später jemand, der zur Königin eingeladen war, einen besonderen Dienst erweisen, so verriet er ihm die einzige Möglichkeit, wie man im Palast ungestört eine Zigarre rauchen könne.

Mit welch ängstlicher Sorgfalt übrigens alle Welt bemüht war, den Tabakrauch von der Königin fernzuhalten, beweist auch die folgende wahre Anekdote. Es war im Jahre 1863, als die „Kunst- und Literaturgesellschaft“ in London unter der Leitung von Charles Dickens in Chatsworth, der Besitzung des Herzogs von Devonshire, ein altes Schauspiel aufführen wollte, wozu auch die Königin ihr Erscheinen in Aussicht gestellt hatte. Das Stück spielt zur Zeit Georgs I. von England, und eine Szene zeigt das Innere eines der alten Londoner Kaffeehäuser. Vor dem Kamin, in dem ein lustiges Feuer flackert, steht der als Raufbold bekannte Oberst Flint. In seiner Hand hält er eine lange holländische Tonpfeife, der er ab und zu mächtige Rauchwolken entlockt.

Bei der ersten Probe nun steht der Darsteller der Rolle mit seiner Pfeife vor dem Kamin und raucht, als plötzlich der Intendant, der das Ganze beaufsichtigt, den Regisseur heranruft und erregt auf ihn einspricht.

Nach vielem Hin- und Herreden wendet dieser sich endlich zu dem Darsteller: „Mein lieber Freund, Sie dürfen unter keinen Umständen rauchen. Ihre Majestät verabscheut den Tabakrauch und würde, merkte sie denselben, sofort ihre Loge verlassen.“

„Ich rauche ja gar keinen Tabak,“ sagte der Schauspieler.

„Ach was, Unsinn!“

„Da sehen Sie her, es sind getrocknete wohlriechende Kräuter, die ich mir heute morgen zu diesem Zwecke gekauft habe.“

„Ich habe den Tabak deutlich gerochen,“ beharrte der Intendant; „vielleicht ist es die Pfeife, die nach Tabak riecht.“

„Die Pfeife ist eine ganz neue Tonpfeife.“

Jetzt legten sich auch andere ins Mittel und erklärten ebenfalls, Tabak gerochen zu haben, und die Pfeife wurde weggeworfen.

Bei der nächsten Probe wurde eine ganz neue Pfeife herbeigebracht, die der Schauspieler im Beisein des Regisseurs mit einer Mischung von Rosenblättern und Thymian füllte und dann zu rauchen begann. Aber kaum bemerkte Sir Joseph Paxton, der Adjutant des Herzogs von Devonshire, den Rauch, als er erregt aufsprang und zur Bühne gelaufen kam. „Es darf auf keinen Fall Tabak geraucht werden,“ rief er, „denn Ihre Majestät verabscheut den Qualm und verläßt sofort ihre Loge.“

Wiederum zeigte der Schauspieler seine Rosenblätter; aber vergeblich, Sir Joseph hatte deutlich Tabakrauch gerochen, und die Pfeife mußte in die Ecke.

Nun hatte der Schauspieler einmal in einer Art Panorama, in der die Schlacht von Waterloo gezeigt wurde, gesehen, daß der Pulverdampf, der von den feuernden Batterien aufsteigt und über denselben in der Luft hängt, aus fein zerpflückter grauer Baumwolle, die an dünnen, fast unsichtbaren Drähten befestigt war, bestand. Diese Entdeckung beschloß er für die Kaffeehausszene zu benutzen, sie jedoch bis zur Hauptprobe geheimzuhalten.

Wenn er nun aber gehofft hatte, wegen seiner Findigkeit belobt zu werden, so hatte er sich wiederum gründlich geirrt. Denn kaum hatten der Intendant, der Regisseur und die übrigen Herren, die sich in der Loge befanden, die künstlichen Rauchwolken bemerkt, als sie sofort ein großes Lamento erhoben und den Darsteller beschworen, jeden Schein des Rauchens zu vermeiden. Denn Ihre Majestät möchte glauben, Tabakrauch zu riechen, und die Folgen könne er sich denken. Das war natürlich der Schluß der Rauchversuche des Darstellers. Am Abend der Vorstellung schwang er, so gut es ging, seine leere Pfeife und rauchte — kalt. [W. Stelljes.]

Eine deutsche Kolonie inmitten der Slawen. — Unter den zahlreichen deutschen Sprachinseln, die sich in slawischen Gebieten Österreichs vorfinden, ist die von Gottschee im südlichen Krain wohl die interessanteste. Rings von slowenisch redenden Slawen eingeschlossen, liegt sie zehn Meilen südlich von Laibach, hat 26,000 Einwohner und zerfällt in 171 Gemeinden. Das Gebiet gehört zum waldigen Karst. Der Boden ist wenig fruchtbar, aber reich mit Wald bedeckt, der zum Teil noch Urwald ist und Bären und Wölfe birgt. Die „Gottscheeber“, wie sie sich nennen, stammen von einigen hundert fränkisch-thüringischen Familien ab, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts aus politischen Gründen das deutsche Reichsgebiet verlassen mußten und sich mitten unter den Slawen ansiedelten. Sie haben sich die ganze Zeit hindurch ihre deutsche Eigenart treu zu bewahren gewußt. [E. K.]

Auch ein letzter Wille. — Der Baron v. Bredow, ein mecklenburgischer Edelmann von altem Schrot und Korn, starb am 16. November 1779. Die Familiengruft befand sich in dem damals noch dorfartigen Ludwigslust, eine Meile von dem Rittergute, dem Wohnsitze des Sterbenden, entfernt. Um nun ganz sicher zu sein, daß er so, wie er es wünschte, bestattet werde, ließ der Baron kurz vor seinem Tode seinen langjährigen, zuverlässigen Kammerdiener vor sein Bett kommen und sagte zu ihm: „Wilhelm, wenn ich tot bin, so sorge dafür, daß ich ordentlich frisiert werde, und daß die Haarnadeln im Zopfe fest und gerade stecken, damit sie durch das Rütteln beim Fahren nicht ausreißen und mir den Kopf verletzen. In der Kirche laß den Sarg noch einmal öffnen, nimm mir den Hut ab und setze mir eine Mütze auf, denn das bin ich so gewöhnt, wenn ich ins Quartier komme.“ — Und so geschah es. [E. K.]

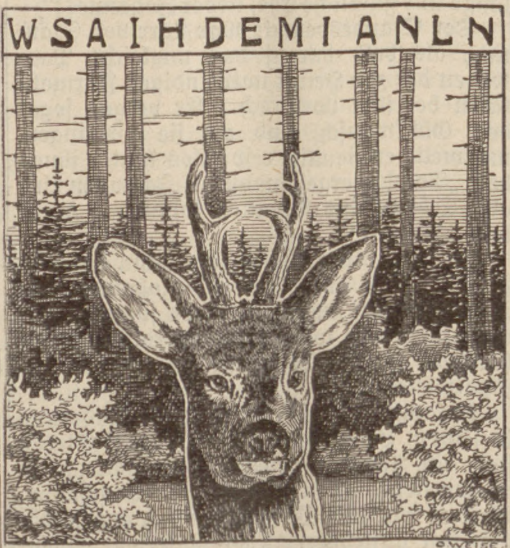
Mißverstanden.



Höre mal, liebe Frau, du solltest dich doch mit deiner Kleidung etwas einschränken!

— Einschränken?! Ja ums Himmels willen, kann ich denn meine Kleider überhaupt noch enger machen lassen?

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Wort-Rätsel.

Das Wort soll man nicht gehen lassen
Im Unglück, nein, man soll es fassen
Mit Energie.
Wenn Gatten es auch nicht vertragen,
So sollten sie es doch wohl schlagen
Und raufen nie.

Man kann das Wort auf etwas klemmen,
Sogar es gegen etwas stemmen,
Was man nicht will.
Leicht kann ein Schwätzer es versprechen.
O, möchte er es unterbrechen
Und schweigen still!

Er läßt es selten wohl erweichen,
In der Versammlung es zu zeigen,
Wo er nicht spricht.
Ein Dichter kann es überleben.
In andrem Sinne kann er eben
Durchaus es nicht.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18: des Silben-Rätsels: 1. Zug, 2. Udine, 3. Melone, 4. Wilhelm, 5. Eminenz, 6. Isegrim, 7. Schakal, 8. Schaluppe, 9. Elisabeth, 10. Normandie, 11. Rhombus, 12. Ölpalme, 13. Stenographie, 14. Stereometrie, 15. Elektrizität, 16. Lithographie = „Zum weißen Rössel“; der dreisilbigen Scharade: Dukaten, Kakadu; des Logogriphs: Barke — Birke.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.